

## **Trauerkulturen im Umbruch<sup>1</sup>**

Kristian Fechtner

### **Zusammenfassung**

Trauer ist Ausdruck einer persönlichen Empfindung und ist zugleich in ihren Ausdrucksweisen kulturell bestimmt. Der Artikel beschreibt in kulturwissenschaftlicher und praktisch-theologischer Perspektive Umbrüche der gegenwärtigen Trauerkultur. An zwei Beispielen populärer Medienkultur (Bestattung Lady Diana; Grönemeyer, »Der Weg«) erläutert er den Umgang mit Trauergefühlen und skizziert Möglichkeiten kirchlicher Praxis (Ritual, Raum, Religiosität).

### **Schlüsselwörter**

Trauer, Kultur, Tradition, Rituale, Individualisierung, populäre Kultur, Trauerenergien

### **Abstract**

Mourning is at the same time the expression of an individual feeling and – in relation to the ways of living out that feeling – cultural defined. The article describes the variations of contemporary mourning culture in the perspective of cultural science and practical theology. Based on two examples of popular media culture it illuminates the handling of feelings of grief and sketches out chances of ecclesiastical praxis.

### **Keywords**

mourning, culture, tradition, rituals, individualisation, popular culture, energies of grief

## **1 „Trauer“ – „Kultur“: Leitbegriffe**

Menschen trauern. Wenn es zutrifft, wie Jan Assmann einmal vermerkt hat, „dass alle Kultur ihr Zentrum im Problem der Sterblichkeit hat“<sup>2</sup>, dann kommt dem Umgang mit dem Verlust des Lebens oder einzelner Lebensmomente eine besondere Bedeutung zu. Und insofern Trauer, wenigstens nach unserer kulturell vermittelten Lesart, die Reaktion auf einen solchen Verlust darstellt, erscheint sie als etwas anthropologisch Wesentliches. Menschen trauern. Das muss nicht heißen, dass nur Menschen trauern. Auf der einen Seite: Die biblische Tradition legt wenigstens nahe, dass auch bei Gott Trauer sein kann.<sup>3</sup> Allerdings kommt in der Tradition der christlichen Gotteslehre Trauer nicht als Eigenschaft Gottes vor. Dies vermutlich aus zwei Gründen: Wenn Trauer mit Sterblichkeit und Lebensverlust assoziiert ist, dann hat es sich wohl für die christlichen Dogmatiker verboten, Gott und Trauer zusammenzudenken. Gleichzeitig ließ es die Vorstellung von der „Erhabenheit Gottes“ nicht zu, Gott trauernd zu denken. Wenn Trauer etwas ist, was über einen kommt bis dahin, dass man von Trauer überwältigt sein kann, dann ist es offensichtlich schwer, sich Gott Trauer ausgesetzt vorzustellen. Gleichwohl hat in jüngerer Zeit etwa Jürgen Moltmann, im Zusammenhang mit seinen Erwägungen zur Leidensfähigkeit Gottes vom „Kummer“ Gottes gesprochen und dies in deutlicher Analogie zur menschlichen Trauer. Wenigstens ist es im christlichen Sinne nicht undenkbar, dass es auch eine Trauer Gottes gibt. In anderen Religionen (etwa der altägyptischen) finden sich eine ganze Zahl von Mythen, die von trauernden Göttern

erzählen. Auf der anderen Seite: Nach biblischem Zeugnis „seufzt“ die „ganze Schöpfung“ und nicht nur der Mensch (Röm 8, 22). Insofern in diesem Seufzen die Vergänglichkeit und die Sterblichkeit aller Kreatur zur Geltung kommen, verweist es auf eine Trauer, die Mensch und Natur umgreift. Dass auch Bäume trauern können, ahnt und poetisiert die moderne Lyrik. Und dass jeder Hund trauern kann, das weiß jedes Kind. So mag Trauer auch jenseits des Menschlichen anzutreffen sein. Dies schmälert nun aber nicht deren anthropologische Bedeutung, sondern unterstreicht sie. Ohne Trauer bleibt menschliches Dasein unter dem, was ihm kreatürlich eingestiftet ist, und worin ihm Gott nahe ist.

Nun bringt der Titel zwei unterschiedliche Momente zusammen: „Trauer“ und „Kultur“. Was hier zum Begriff zusammengesetzt wird, strebt im Grunde in zwei unterschiedliche Richtungen auseinander. Zumindest markiert es ein Spannungsverhältnis:

### **1.1 Trauer(n)**

Trauer ist etwas höchst Persönliches. Es rührt am Innersten einer Person. In meiner Trauer bin ich unvertretbar. Kein anderer kann sie mir abnehmen oder für mich übernehmen. Sie ist je und je etwas vom Ureigensten einer Person. Trauer schreibt sich ein in die Geschichte eines individuellen Lebens: als Trauer über verpasste Möglichkeiten, über begangenes und erlittenes Unrecht, über den Verlust oder schon vorher über den drohenden Verlust eines geliebten Menschen. Das „dass“ der Trauer ist den Einzelnen gemeinsam. Mit Henning Luther gesprochen: „Wir sind immer zugleich auch gleichsam Ruinen unserer Vergangenheit, Fragmente zerbrochener Hoffnungen, verronnener Lebenschancen, verworfener Möglichkeiten, vertaner und verspielter Chancen. Wir sind Ruinen aufgrund unseres Versagens und unserer Schuld ebenso wie aufgrund zugefügter Verletzungen und erlittener und widerfahrener Verluste.“<sup>4</sup> Das „Was“ und ebenso auch das „Wie“ der Trauer ist das individuell Unterschiedliche und auch Unterscheidende. „Jeder Mensch trauert anders.“ Gegen alle vorschnellen Verallgemeinerungen und sogar auch gegen alle mit Bedacht vorgenommenen Verallgemeinerungen steht dieser Satz für die Individualität der Trauer. Das wird nicht zuletzt an den unterschiedlichen Zeit-Zyklen deutlich, in denen Trauer sehr individuelle Wege geht. Aus guten Gründen ist man in den letzten Jahren in der Konzeption und Zurechnung der so genannten Trauerphasen vorsichtiger geworden. Die inneren Uhren gehen anders.

Das spricht nicht per se gegen Phasen-Modelle des Verstehens. Aber sie werden restriktiv, wo sie den Blick verstellen für individuell gelebte Trauer. Deshalb nimmt man heute stärker Zeitschleifen wahr und Sprünge in der persönlichen Geschichte des Trauerns.<sup>5</sup> Trauer lebt und nährt sich, und entwickelt sich eben auch durch Wiederkehr und Wiederholung. Trauer ist unter einem lebenszeitlichen und damit auch unter einem lebensgeschichtlichen Blickwinkel betrachtet in besonderer Weise Zwischenzeit. Sie streckt sich aus zwischen unmittelbar erlebtem Schmerz und der Zeit, in der die zurückliegenden Verluste zur Erinnerung geworden sind. Zwischenzeit ist nicht quantitativ gemeint. Trauer kann sich zu jeder Zeit, vor allem auch zu jeder Unzeit wieder einstellen. Und diese Zwischenzeit kann sich subjektiv bis zu einer Ewigkeit strecken. Trauer hat auch deshalb ein individuelles Gepräge, weil es in ihr eben auch darum geht, individuelle Identität zu bewahren oder auch wieder neu zu gewinnen. Trauer hat nicht zuletzt deshalb so große Macht, weil sie subjektiv als etwas erlebt werden kann, in dem ich verloren gehe, ich mich auflöse. Gegen die persönlich erlebten Verluste und im subjektiv spürbaren Verlustschmerz gilt es, durch die Trauer und durch die Trauer hindurch das beschädigte, aber eben doch eigene „Ich“ zu finden. Nicht nur in der Trauer, aber vielleicht doch in ihr in besonderer Weise ist das „Geheimnis der Individualität“ verborgen – Individualität auch mit ihren Schatten-

seiten, etwa der Einsamkeit des Trauernden, die nicht nur sprichwörtlich ist. In diesem Sinne: Trauer ist etwas höchst Persönliches.

## 1.2 Trauerkultur

Ausdruck und Gestalt von Trauer sind nie etwas nur Individuelles. Das ist sogleich gegenläufig zum bislang Bedachten zu sagen. In dem, wie sich Trauer artikuliert – und das heißt: sich selbst gewahr wird und zu sich selbst kommt –, ist sie vermutlich sogar erst in zweiter Linie etwas Individuelles. Es ist keineswegs zufällig, dass etymologisch der Bedeutung „trauern“ die Bezeichnung einer Trauergebärde zugrunde liegt: nämlich die Augen niederschlagen bzw. den Kopf senken. Die Etymologie hält fest, dass Trauer weit mehr ist als ein innerlicher Vorgang. Sie ist auch ein eminent körperliches Geschehen. Ihre Macht, ihre Wirkungsmacht hat sie darin, dass sie sich – zumeist jedenfalls – nicht ins Innere eines Menschen einschließen lässt. Mir geht es aber an dieser Stelle mehr um den kulturellen Gesichtspunkt. Als Trauergebärde ist sie ein kulturell geprägtes Zeichen und in ihrer Bedeutung auch ein kulturell bestimmtes Zeichen. In jeder Geste steckt ein Stück kultureller Tradition und damit ein Stück lebensweltliches Hintergrundwissen. Eine solche Geste gewinnt – im Blick auf andere, denen wir damit etwas mitteilen, aber auch im Blick auf uns selbst, indem wir etwas von uns selbst zum Ausdruck bringen – Bedeutung in einem je spezifischen kulturellen Kontext. „Kultur“ meint dabei ein „Bedeutungsgewebe“ (Clifford Geertz), in das wir mit allen unseren Äußerungen verstrickt sind, seien es sprachliche, seien es nicht-sprachliche Äußerungen.

Kultur gibt es nicht individuell. Kultur ist immer gemeinsam geteilter Raum. Und das gilt auch und gerade auch für Trauerkultur. Dass wir gemeinhin Schwarz als Trauerfarbe ansehen, ist ein Stück europäischer Kulturtradition. In China ist dies die Farbe Weiß, oder im alten Ägypten war dies die Farbe Blau. Dabei sind die kulturellen Traditionen nicht einfach freie Erfindungen oder eingelebte Sitte, sondern sie haben ihre eigene Farbsymbolik und vermitteln damit auch eigene Anschauungen von dem, was Trauer ausmacht. Und diese trauerkulturellen Traditionen sind in sich auch nicht unwandelbar. Wir erleben ja seit einigen Jahrzehnten in unserem kulturellen Kontext Veränderungen und Umcodierungen der klassischen Trauerfarbe. Einerseits verliert sich die soziale Konvention schwarzer Trauerkleidung, weniger noch bei der Trauerfeier selbst als vielmehr in der Zeit nach der Beerdigung. Dabei handelt es sich nicht nur um Traditionsabbrüche, also um Verlust durch Vergessen oder Vernachlässigung. Der Verlust traditioneller Trauerkleidung ist durchaus auch ein bewusster Verzicht gewesen, mithin nicht einfach ein Traditionsabbruch, sondern ein Traditionsbruch. Gerade nicht schwarze Trauerkleidung zu tragen, ist auch ein Akt symbolischer Kommunikation – jedenfalls so lange, wie jene als kulturelle Tradition im kollektiven Bewusstsein präsent ist. Heute muss man in mancherlei Hinsicht wohl sagen: präsent gewesen ist. Mit diesen Brüchen korrespondieren andererseits Umbesetzungen, symbolische Umcodierungen schwarzer Kleidung, jedenfalls in verschiedenen kulturellen Milieus.

Ich will dies nicht weiterführen, weil es mir hier vor allem darum geht, dass Trauer unauf löslich eingebettet ist in ihre kulturellen Bezüge und das heißt: in die Formen, in denen sie begangen und artikuliert wird. Trauerkultur enthält Zeitbestimmungen, räumliche Aspekte, Rituale, soziale Umgangsformen, aber auch geprägte Worte, Bilder, Musik. Sie ist im Blick auf den Einzelnen und damit im Blick auf individuelle Trauer etwas Ambivalentes: Sie bestimmt die Gestalt individuellen Trauerns. Das heißt, sie fordert sie sozial ab. Sie sanktioniert sie: Das soll sein, das kann sein, das darf nicht sein. Die Trauerkultur des westlichen Christentums etwa hat bereits früh die extravertierten Anteile der alten Trauerkulturen und die exzessiven Trauerbekundungen beschnitten und eingedämmt (lautes Klagen und Schreien etwa durch Klagefrauen, Haareraufen,

Zerreißen der Kleider etc.). Kultur bindet. Und gleichzeitig sind die kollektiven Gestaltungen der Trauerkultur Lebensraum jeder auch persönlich gelebten Trauer. Sie bergen und hegen die Trauer der Einzelnen, sie machen sie sozial zugänglich – etwa für Begleitung und Unterstützung. Als Trauerkultur wird Trauer ausdrucksvoll. Und in diesem Sinne ist alle individuelle Trauer auf kollektive Kultur angewiesen, ohne in ihr aufzugehen.

Eben dies macht die Spannung aus, die das Kompositum Trauer-Kultur in sich trägt: das individuelle Gesicht der Trauer und das kulturelle Gepräge der Trauer. Nun ist im Titel von Trauerkultur im Plural die Rede: Trauerkulturen heißt es. Die Verwendung des Plurals hat unmittelbar mit dem zweiten Titelstichwort zu tun. Ein Umbruch wird diagnostiziert. Diesem gilt meine nächste Überlegung.

## **2 Umbrüche zeitgenössischer Trauerkultur(en)**

Wo von Umbrüchen der zeitgenössischen Trauerkultur gesprochen wird, kommen in der Regel in erster Linie Verlustgeschichten in den Blick. Erlebt wird, dass beispielsweise in der Bestattungspraxis viele traditionelle Formen zunächst nicht mehr selbstverständlich, dann für viele fremd und schließlich unzugänglich geworden sind. Das hat in den urbanen Zentren angefangen und dehnt sich mittlerweile auch auf den dörflichen Lebenszusammenhang aus: Immer seltener werden Verstorbene im Sterbehaus ausgesegnet, so dass sich das klassische Weggeleit eines kirchlichen Begräbnisses verkürzt. Der ursprüngliche liturgische Drei-Stationen-Weg christlicher Bestattung (Sterbehaus – Friedhofskapelle/Kirche – Grabstätte) verkürzt sich auf die zweite und dritte Station, wobei der Weg zum Grab bei der Urnenbestattung, die mehr und mehr zum gesellschaftlichen und auch kirchlichen „Normalfall“ geworden ist, tendenziell privatisiert wird, das heißt, aus der öffentlichen Bestattungskultur herausfällt. Immer seltener werden Verstorbene aufgebahrt. Der Umgang mit Abschied und der Umgang mit Trauernden wird kulturell und rituell unsicherer. Was ist zu tun, wenn nichts mehr zu machen ist? Traditionelle kirchliche Lieder, die zur Trauerfeier dazugehörten, sind vielen nicht mehr vertraut, gemeinschaftliche Formen des Singens bereiten Unbehagen – Partizipationsschranken wachsen. Die Aufzählung könnte unschwer ergänzt werden. Dabei bleibt das Bild allerdings in sich uneinheitlich: Wir erleben gerade in der Bestattungskultur ein Nebeneinander und Ineinander von traditionellen und post-traditionellen Formen, also so etwas wie die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ – regional, konfessionell und milieuspezifisch ausdifferenziert. Das ist der erste Grund dafür, dass wir heute eher von Trauerkulturen im Plural sprechen müssen.

Für die Wahrnehmung bestimmend ist jedoch der Abbruch eingelebter Gestaltungen. Dahinter steht ein Wahrnehmungsmuster, das der französische Mentalitätsgeschichtler Philippe Ariès in seinen Studien zur „Geschichte des Todes“ wenn auch nicht erfunden, so doch sehr wirkungsvoll zur Geltung gebracht hat.<sup>6</sup> Ariès hat in seinen Arbeiten vier Stadien des kulturellen Umgangs mit dem Tod skizziert: die Epoche des „gezähmten Todes“, in der antike und christliche Bilder die Angst vor dem Tod bannten; die Epoche des „eigenen Todes“, in der die Todeserfahrung sich in ihren kulturellen Ausdrucksformen individualisiert; die Epoche, die den „Tod des Anderen“ etwa in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts zelebriert. Zum kulturgeschichtlichen Allgemeinwissen unserer Tage gehört es hingegen, unsere Gegenwart als Epoche des „verdrängten bzw. verbotenen Todes“ zu verstehen. Gleichsam gesellschaftspathologisch erscheint die Gegenwart als diejenige Kultur, die den Tod öffentlich verdrängt und damit auch die „Unfähigkeit zu trauern“ (Alexander Mitscherlich) prolongiert. Ariès' Studien sind mehr als nur wissenschaftliche Thesen. Sie sind, jedenfalls in ihrer kulturkritischen Pointe, im Bewusstsein und im Selbstbewusstsein unserer Zeit fest verankert. Die von ihm mentalitätsge-

schichtlich eingeführte These ist heute alles andere als unumstritten. Aus sozialgeschichtlicher Perspektive ist im Grunde nicht von einer „Verdrängung des Todes“, sondern sehr viel genauer von einer kulturellen „Verdrängung der Toten“ zu sprechen – in dem Sinne, dass die Toten aus der Mitte der Gemeinschaft an die Peripherie ausgesondert und damit auch hinausgedrängt worden sind. Diese Verdrängung der Toten lässt sich auch an der Entwicklung der Beerdigungsliturgien nachzeichnen, zumindest auf protestantischer Seite.

Es ist aber zu kurz gegriffen, insgesamt von einer Verdrängung des Todes zu sprechen. Moderne Kultur ist keineswegs todesvergessen, davon zeugt nicht zuletzt die populäre Kultur. Die auch immer etwas selbstgefällige Rede von der Spaßgesellschaft, die das Feuilleton so gerne pflegt, ist ja nur die halbe Wahrheit. Von seinen Anfängen an inszeniert etwa das Kino den Tod in vielfältiger Weise, forciert gerade in der Gegenwart die kulturelle Auseinandersetzung mit dem Tod und prägt in seinen Erzählungen und Bildern zeitgenössische Todesvorstellungen und Todesempfindungen. Gleichsam als „Kraftwerk der Gefühle“ (Alexander Kluge) setzt es Verlust und Verlusterfahrungen in Szene und schafft in seinen Filmwelten auch Trauerräume. Diese kulturellen Trauerräume der modernen Medienkultur – auf andere Beispiele als das Kino komme ich gleich noch zu sprechen – haben aber eine andere Signatur als die traditionelle kirchliche Abschieds- und Trauerkultur. An ihr wird der Umbruch sinnfällig und sinnenfällig. Am ehesten lässt er sich mit der neueren Ritualtheorie kennzeichnen. Trauer ist ja ein Geschehen, das in hohem Maße auf Rituale angewiesen ist. Und wenn man Trauerzeit, wie ich es vorhin getan habe, als Zwischenzeit versteht, dann sind Abschieds- und Trauerrituale im Sinne von Übergangsritualen aufzufassen. Der Kulturanthropologe Victor Turner hat auf zwei Veränderungen aufmerksam gemacht, die für die Rituale einer spätmodernen Kultur signifikant sind:

Zum einen sind Rituale heute nicht mehr gesellschaftlich verbindliche Rituale, die für alle obligatorisch sind. Sie haben nicht mehr den Status einer festen, gleichsam unumstößlichen Tradition, durch die die Subjekte mit dem, was ihr Leben ausmacht, in die soziale oder kirchliche Gemeinschaft integriert werden. Was ehemals autoritatives und in gewisser Weise in sich geschlossenes Ritual gewesen ist, diffundiert heute in eine Mehrzahl von Ritualisierungen, die – wie er sagt – „pluralistischen, fragmentarischen und experimentellen Charakter“<sup>7</sup> haben. Das heißt nicht, dass rituelle Praxis heute obsolet ist. Wohl aber heißt es, dass sie sich sehr viel stärker aus der subjektiven Gestaltungskraft speist. Damit Rituale gelten, müssen sie gleichsam von den beteiligten Subjekten in Geltung gesetzt werden.

Zum anderen, und das hängt unmittelbar damit zusammen, werden Rituale heute von den Subjekten auf ihre individuellen Empfindungen und auf ihr individuelles Erleben hin abgestimmt. Sie werden begangen oder mitbegangen, wo sie als Ausdrucksmedien eigener Individualität erscheinen können. Das ist die Maßgabe, unter die sie gestellt werden. Das meint nun wiederum keineswegs, dass Rituale nur individuell begangen werden. Die populäre Kultur lebt ja gerade von Massenphänomenen und Massenereignissen. Und sie zelebriert dabei wiederkehrende Muster und Dramaturgien. Aber der Fokus des rituellen Geschehens ist nicht mehr eine verbindliche Gemeinschaft, sondern der Einzelne.

Beide Momente können auch an zeitgenössischen Trauer Ritualen und weitergefasst an der zeitgenössischen Trauerkultur festgemacht werden. Sie spiegeln und interpretieren Erfahrungen mit dem, was wir als Pluralisierung und Individualisierung im Bereich von Trauerkultur erleben. Und zwar insbesondere an den Stellen, an denen die kulturellen Umbrüche, die in den modernen Kulturformen und ihren Medien forciert werden, auf die kirchliche Abschiedskultur zurückwirkt. Das reicht von den Traueranzeigen, die in, mit und unter ihren ererbten Formen höchst persönliche Botschaften einschalten, bis hin zur Ausfächerung der Bestattungsar-

ten, bei der nun auch ein zu Lebzeiten notorischer Stadtbewohner sich im Wald oder auf See bestatten lässt. Und dazwischen liegt der Disput über die angemessene oder statthafte Musik in der Trauerfeier. All dies spielt sich nicht im traditionsfreien Raum ab, aber doch eben so, dass die Gestaltung von Abschieds- und Trauerkultur nicht an den Subjekten vorbei erfolgen kann. Und *volens volens* bilden die Formen gerade der medialen Trauerkultur einen Referenzrahmen, aus dem sich kirchliche Praxis nicht herauslösen kann – auch dann nicht, wenn sie sich bestimmter Formen enthält oder verweigert. Weil dem so ist, möchte ich im nächsten Abschnitt auf zwei bekannte Beispiele aus diesem Bereich gegenwärtiger Trauerkultur Bezug nehmen. Manches ist nämlich nur *en detail* zu erkennen.

### **3 Zwei Nahaufnahmen gegenwärtiger Trauerkultur**

Trauer ist der Ernstfall des Lebens. Die Medien populärer Kultur sind Unterhaltungsmedien. Beißt sich das nicht: medial vermittelte Trauerkultur?

#### **3.1 „Candle in the Wind“**

Vor etlichen Jahren haben geschätzte zwei bis drei Milliarden Menschen weltweit Anteil genommen an einem eindrücklichen Abschied. Sie haben durch die Medien der Trauerfeier einer geschiedenen englischen Prinzessin beigewohnt: der Trauerfeier von Lady Di, der „Königin der Herzen“, die wenige Tage zuvor bei einem Autounfall tödlich verunglückt war. Was hier liturgisch in Szene gesetzt worden ist und vor allem, was damit an Miterleben und Miterleiden ausgelöst worden ist, ist nahezu ohne Vergleich gewesen und ohne Vergleich geblieben.<sup>8</sup> Das Bündnis von Religion und Medien, das zelebriert worden ist, hat kaum eine Betrachterin oder einen Betrachter – mich jedenfalls nicht – kalt gelassen. Das Abschiedsritual ist ganz auf die Persönlichkeit Dianas abgestimmt worden und hat wesentlich daran mitgewirkt, sie als öffentliche Person zum tragischen Mythos werden zu lassen. Und gleichzeitig hat ganz offenkundig das medienliturgische Geschehen einen weiten Raum etabliert, in dem Menschen unterschiedlicher Couleur eigene Abschiede und eigene Trauer mit Macht erlebt haben.

Dass hier hoch emotionalisiert Trauerenergien freigesetzt worden sind, hängt nicht zuletzt mit zwei Momenten dieses Todes zusammen: Er erscheint als Abbruch mitten im aufbegehrenden Leben. Und er ist unauflöslich mit der Frage nach Schuld behaftet gewesen. Ein zentrales Sinnbild dieser Totenfeier ist die Kerze gewesen – verdichtet in Elton Johns Abschiedslied „Candle in the Wind“ und wiedergespiegelt in unzähligen Kerzenlichtern an der Unglücksstelle, an den Wegstationen des Trauerzuges und an anderen symbolisch besetzten Orten weltweit. Das Symbol der Kerze nimmt biblische Überlieferung auf: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“ (Joh 1,4). Es verknüpft die christliche Überlieferung durch den Mythos Lady Di hindurch mit Facetten und Motiven der Alltagsreligiosität: Licht und Finsternis, Wärme, verzehrendes Leben, Entzünden und Verlöschen, die reine Flamme, fragiles Licht. Das Lied thematisiert, wie Leben bewegt und gefährdet ist – wie eine Kerze im Wind. Die „große Trauerfeier“ im Fernsehen – so fern, so nah – hat abgestrahlt auf die „kleinen Trauerfeiern“ vor Ort: Elton Johns Song von der Trauerliebe wandert auch hierzulande in die Kasualpraxis ein, wo er sich im Übrigen bis heute hält. Und der Kerzenkultus, der ja als Trauerzeichen und als Traueritual lange Tradition hat, ist in den letzten Jahren neu entfacht worden – das ist jedenfalls mein Eindruck.

Die trauerkulturelle Kraft dieser Inszenierung (und Inszenierung meine ich nicht im Sinne, das sei alles bloßes Theater gewesen), hängt an unterschiedlichen Faktoren: nicht einfach am Mythos der leidenden Gerechten,

sondern an den Verknüpfungsmöglichkeiten mit den eigenen subjektiven Trauergeschichten durch die Sinnbilder und Sinnhandlungen, die individuelle Ritualisierungen möglich machen. Die öffentliche Inszenierung hat einen Resonanzraum geschaffen, in dem sich persönliche Trauer entfalten konnte.

### 3.2 „Der Weg“

„Ich kann nicht mehr sehen  
Trau nicht mehr meinen Augen  
Kann kaum noch glauben  
Gefühle haben sich gedreht  
Ich bin viel zu träge um aufzugeben.“

Herbert Grönemeyers CD „Mensch“ ist vor wenigen Jahren ein Medienereignis gewesen. Und ein Stück Trauerkultur. Es ist die erste CD nach dem Tod seiner Frau. Auf diesem Hintergrund, der öffentlich mitkommuniziert worden ist, wird die Musik wahrgenommen. Die Liedzeilen werden als Ausdruck persönlicher Auseinandersetzung gehört. Nicht zufällig heißt der Titel des zitierten Musikstücks „Der Weg“. Teils achtungsvoll und mit Anteilnahme, teils mit leicht ironischem Unterton wird Herbert Grönemeyer als „Traueridol“ oder auch als „Schmerzensmann“ bezeichnet. Die Wendungen gehören zum Arsenal popkultureller Inszenierungen, die – das nur nebenbei – häufig von religiösen Anspielungen durchdrungen sind.<sup>9</sup> Jedenfalls findet die CD breite Resonanz. Sie entbindet ganz offensichtlich eigenes Trauererleben. Man muss sich nur einmal im Internet das Forum, das zu dieser CD eingerichtet worden ist, anschauen, das Hunderte von E-Mails enthält. Sie lesen sich wie eine unausgesetzte Reihe von Trauerbekundungen, Eintragungen, lebensgeschichtlichen Einwüfen. Grönemeyers Lied von seinem Weg in seiner und durch seine Trauer hindurch führt in die Erinnerung:

„Du hast jeden Raum  
mit Sonne geflutet  
Hast jeden Verdruss  
Ins Gegenteil verkehrt  
[...]  
Das Leben ist nicht fair.“<sup>10</sup>

Sich erinnern an einen geliebten Menschen, realisieren und sich vergegenwärtigen, wie sie gewesen ist, was gewesen ist und was nicht mehr ist – und dann eben auch Hader: „Das Leben ist nicht fair!“ Und dann führt der Weg weiter, wenn es in der letzten Strophe heißt:

„Ich gehe nicht weg  
Hab meine Frist verlängert  
Neue Zeitreise  
Offene Welt  
[...]  
Ich trag Dich bei mir  
Bis der Vorhang fällt.“

Popmusik ist Geschmackssache und ebenso auch Poplyrik. Dass sie im Blick auf die Artikulation von Trauer so wirksam ist, hängt mit mehreren Faktoren zusammen. Es zeigt sich an diesem Beispiel sehr eindrücklich

das, was ich in Bezug auf zeitgenössische Trauerkultur insgesamt gesagt habe: Erstens, sie lebt sehr stark von der Personalisierung. Dies ist ein Wesenszug populärer Kultur und verbindet sich hier mit subjektiven Momenten von Trauer. Dabei funktioniert sie nicht nur als Identifikation mit dem Popstar, sondern auch in umgekehrter Richtung: Er spricht und singt mir – so heißt es immer wieder in den Reaktionen – aus dem Herzen. Die Zeilen treffen, so wird es wahrgenommen, die ganz individuelle Geschichte meiner eigenen Trauer. Zweitens: Das Lied stellt Bilder und Worte bereit, in denen eigene Empfindungen ausgedeutet werden können. Die Verse sind Sprach- und Artikulationshilfe. Trauer braucht Deutung, und zwar nicht im Sinne von Erklärung, sondern im Sinne von Expression. Und drittens: Trauer hat hier ihren Ort in einem musikalischen Erleben. Musik in ihrer popmusikalischen Spielart lebt vom *beat* (= durchgehender gleichmäßiger Grundschlag, der dem Rhythmus zugrunde liegt). Das ist gewissermaßen sein vitales Element: so etwas wie der Taktschlag des Lebens. Das verweist – und das ist für die Wahrnehmung von Trauer wichtig – darauf, dass Trauer ein energetisches Geschehen ist. Genauer gesagt: In der Trauer stauen sich Lebensenergien, sie sind blockiert. Und das ist möglicherweise genau das, was an Grönemeyers Musik als heilsam erlebt wird: Dass sie Energien wieder in Fluss bringt. Blockierte Energien in Fluss zu bringen, das ist etwas, was Trauerarbeit heute in besonderer Weise braucht. Dazu braucht es nicht unbedingt Popmusik, die nicht jedermanns Sache ist. Wir leben in milieu-spezifischen Trauerkulturen. Trauerarbeit geschieht auch andernorts und in anderen Formen.

#### **4 Praktisch-theologische Perspektiven**

Zum Abschluss in Kürze einige praktisch-theologische Hinweise und Perspektiven. Sie sind, wie meine Beobachtungen und Überlegungen insgesamt, in ihrer Sicht(weise) evangelisch. Zugleich markieren sie Anschlussstellen für das ökumenische Gespräch.

Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, dann bahnt sich an sehr verschiedenen Stellen eine Erneuerung der Trauerkultur an. Ich akzentuiere sehr bewusst die „Produktivkräfte“ der Gegenwart. Das blendet nicht aus, dass wir uns engagiert auch mit den Verlusten angestammter Trauerkultur auseinander zu setzen haben. Gleichwohl zeichnet sich in den letzten Jahren eine neue Aufmerksamkeit und Sensibilität für Trauer, Trauern- und auch für Trauerkultur ab. Ich denke dabei an manches, was sich im Feld der Bestattungskultur entwickelt. An verschiedenen Orten bemühen sich Bestatterinnen und Bestatter, Pfarrerinnen und Pfarrer – manchmal gemeinsam, manchmal auch konkurrierend – um neue Umgangsformen, neue Formen der Begleitung und Abschiedsgestaltung. Abschiede bewusster zu begehen, Nähe zu den Toten zu suchen und zu finden, das Abschiedsgeschehen für individuelle Anliegen zu öffnen – das sind Maßgaben, die nicht nur diskutiert, sondern auch hier und dort praktiziert werden. Das Anliegen und die Erfahrungen der Hospizbewegung tragen Früchte. Die Gestaltung von Abschiedsräumen in Krankenhäusern beispielsweise gehört ganz wesentlich zu diesen Erträgen. Vieles mehr wäre anzuführen. Wie nachhaltig solche neuen Formen sind, wird man genauer zu erkunden haben. Wir haben in der Praktischen Theologie eine ganze Reihe von Theorien, mit denen wir moderne Traditionsverluste diagnostizieren und erklären. Was uns nach wie vor fehlt, sind Theorien, die beschreiben, wie sich Traditionen in der Spätmoderne neu ausbilden und vor allem, wie sie Bestand gewinnen. Auch innerhalb der Gemeindepraxis zeigt sich, wie Abschieds- und Trauerkultur heute Raum greift. Das reicht vom Trauercafé bis dahin, dass der Totensonntag zu den gottesdienstlichen Gelegenheiten gehört, die verstärkt wahrgenommen werden.

Praktische Theologie wird sich auf diese Tendenzen mit ihren drei R-Stichworten einzulassen haben, die auf ihrer spätmodernen Agenda oben an stehen, nämlich:



Ritual: Gegen eine alte Ritualvergessenheit gerade der protestantischen Theologie wird derzeit die Bedeutung von Ritualen neu betont. Dies wird man theoretisch differenziert zur Geltung bringen müssen. Für Trauerkultur jedenfalls sind rituelle Formen unabdingbar – nicht um Trauer auf Dauer anzulegen, sondern um sie auszuagieren und damit abfließen zu lassen.<sup>11</sup>

Raum: Gegen den alten protestantischen Primat der Innerlichkeit wird die Bedeutung des nur vermeintlich äußerlichen Raumes neu entdeckt. Gestaltete Räume bergen und entbergen Lebenskräfte. Trauerkultur ist auf öffentlichen und privaten Raum angewiesen, auch und gerade dann, wenn Trauer als Herzensangelegenheit zu gelten hat. Trauerkultur zu pflegen heißt auch, Trauer einzufrieden und damit zu begrenzen.

Religiosität: Gegen das ältere modern-protestantische Unbehagen gegenüber Religiosität gilt es für Kirche und zünftige Theologie, stärker Anschluss zu gewinnen an gelebte Religion. Vieles der zum Teil sehr gemischten und eigensinnigen Individualreligiosität von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen fügt sich nicht den kirchlichen Vorstellungen. Nicht alles frommt, aber manches ist doch heilsam. Jedenfalls wird man sich dem, was als Trauerkultur unserer Tage sichtbar wird, in praktisch-theologischer Nahaufnahme widmen müssen.

„Trauerkulturen im Umbruch“: Mit den Stichworten von Ritual, Raum und Religiosität nimmt die Praktische Theologie ihr Thema in einem kulturwissenschaftlichen Bezug wahr. Aber sie tut dies unter der Voraussetzung, dass Trauer im Horizont des christlichen Glaubens eine spirituelle Dimension hat.

---

(Endnotes)

- 1 Erstveröffentlichung in: *Im Himmel Anker werfen*. Hg. von Angela Berlis/Matthias Ring. Bonn 2007.
- 2 Jan Assmann, *Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Todesbilder und Totenriten im alten Ägypten*, Frankfurt a.M. 2000, 49.
- 3 Vgl. zum Folgenden: *Art. Trauer*, in: TRE, Bd. 34, Berlin/New York 2000, 4–27.
- 4 Henning Luther, *Leben als Fragment. Der Mythos von der Ganzheit*, in: WzM 43 (1991), 262–273, hier 267.
- 5 Vgl. in Aufnahme der in der Trauerbegleitung gewonnenen Einsichten von Jorgos Canacakis die Überlegungen von Hans-Martin Gutmann, *Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive*, Gütersloh 2 002, 191–204.
- 6 Philippe Ariès, *Geschichte des Todes*, München 91999 (franz.: Paris 1978).
- 7 Victor Turner, *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*, Frankfurt a.M. 1995, 86 (engl.: New York 1982).
- 8 Vgl. Katharina Wiesel-Jenner, *Englands Rose. Auch in unserem Garten*, in: Deutsches Pfarrerblatt 98 (1998), 15f.
- 9 Vgl. Kristian Fechtner u.a. (Hg.), *Handbuch Religion und Populäre Kultur*, Stuttgart 2005.
- 10 *Der Weg*. Text und Musik Herbert Grönemeyer. Aus: Mensch (CD 2002, Emi Electrola).
- 11 Vgl. die Einsichten zur Entmächtigung der Trauer bei Manfred Josuttis, *Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge*, Gütersloh 2000, 234–246.

### Zum Autor

Prof. Dr. Kristian Fechtner, Professur für Praktische Theologie, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Fachbereich 01, Evangelisch-Theologische Fakultät, 55099 Mainz, Seminar für Praktische Theologie.  
Kontakt: [fechtner@uni-mainz.de](mailto:fechtner@uni-mainz.de)